Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 12 (1913)

Artikel: Zu Carl Meissner : Carl Spitteler
Autor: Halperin, Josef
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-749548

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

lautet ungefähr dahin: nur kein Zwang; wie der Herr im Faust-Prolog: „ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange ist sich des rechten Weges wohl bewusst.“ Dieser Optimismus ist seine Richtschnur im Verkehr mit den Menschen; *in concreto*: mit seinen beiden Kindern. Sohn und Tochter sollen tun und lassen, was sie mögen. Ihre gute Natur wird sich darin zu bewähren haben, dass sie immer wieder auf den rechten Weg kommen. Nun ist man im voraus darauf gefasst, dass das Experiment nicht glatt ablaufen und das Prinzip des alten Idealisten eine Beule abbekommen wird. Was denn auch geschieht. Nur geschieht es mit den Geberden des Schwankes. Der Sohn fängt an einer feschen Köchin Feuer, die er auf dem Tanzboden „im Himmel“ kennen gelernt hat, und will sein Verliebtsein gleich mit einem Verlobtsein beschlossen wissen. Und der Alte hat nichts dagegen; wenn das Mädchen brav ist, warum nicht? Ein Glück, dass die Köchin klüger ist als der Mann mit dem Prinzip. Ein Oberkellner mit Anlage zum Geldverdienen scheint ihr schließlich doch das Praktischere als ein Neunzehnjähriger, der die Gymnasiastenmütze bald an eine Studentenmütze zu vertauschen gedenkt. Und der Junge gibt der Köchin sofort eine Nachfolgerin in einer Tänzerin voll hellenischen Liebreizes. Die Tochter aber lässt sich entführen von einem gottseligen hübschen jungen Gärtner ihres Papas und verdankt es dessen reiner Gesinnung, dass die Entführung nicht mit Verführung endigt.

Also: das Prinzip hätte Fiasko gemacht. Aber der Inhaber des Prinzips gibt das doch nur bedingt zu. Er braucht es nun einmal zum leben, und dann: was jetzt noch unvollkommen sich bewährt, das wird einmal in Aeonen zu Kraft und Herrlichkeit erstehen, man muss nur warten können. Ein brillanter Aphorismus fällt: Es ist leichter, die Welt erlösen, wenn sie nicht dabei ist. Der Dr. Friedrich Esch wandelt im Wolkenkukuksheim. Sein Oheim, ein sehr realistisch-nüchtern gerichteter Weinhändler, sorgt für den nötigen Hohn und Spott.

Ein Eindruck von Dünnheit und Leere bleibt zurück. Das Possenhafte zehrt das Lustspielmäßige auf. Das Geschehen versandet. Die Erfindung lebt von Episodenhaftem. Es fehlt die Hand, die Menschen gestaltet. Am 19. Juli feiert Hermann Bahr den fünfzigsten Geburtstag. Recht interessante, ernste neue Wandlungen (oder Anwandlungen) treten in jüngster Zeit bei ihm zu Tage. Man möchte wünschen, dass von ihnen aus dem an Geist und Gemüt wahrlich nicht armen Schriftsteller ein Werk von sicherer Dauer gelänge. „Das Prinzip“ ist nur ein artiges Parergon.

ZÜRICH H. TROG

□ □ □

ZU CARL MEISSNER: CARL SPITTELER

Es gibt zwei Arten, das Oeuvre eines Künstlers zu vermitteln. Die eine zielt auf Herausarbeitung der charakteristischen Merkmale und deren einheitliche Gruppierung, woraus sich die Grenzen, Vorzüge und Schwächen des Talentes von selbst ergeben. Die andere führt in erster Linie den psychologischen Entwicklungsgang des Helden durch; es handelt sich um vorbehaltlose Durchdringung des Darzustellenden. Der Darsteller nimmt kei-

nen Standpunkt vor seinem Objekte ein; er schlüpft in die Haut des andern. Charakterisierung. Einfühlung. Dort Flächen und Linien. Hier Stimmungswerte. Zwei Verfahren, verschieden in der Wirkung und den Begabungen, die sie voraussetzen.

Wer beide vermengt, dem fehlt es in weiterem Sinne an Stilgefühl, sodann an Klarheit darüber, was zu sagen ist. Dieser Mangel eines Standpunktes, aus dem sich glückliche Gesichtspunkte ergeben, wird kaum verdeckt durch den Untertitel von Carl Meißners (im Verlag Eugen Diederichs in schöner Ausstattung 1912 erschienenen) Büchlein über Carl Spitteler: „Zur Einfühlung in sein Schaffen", eine geschickt gewählte, unbestimmte Marke, unter der er Biographisches, Ästhetisches, Polemisches beibringt. Ob jetzt bei Spitteler „der Versuch einer kritischen Grenzbestimmung seiner Bedeutung" Sinn hat (Meißner meint: nein), darüber kann man verschiedener Ansicht sein: nur eine aber kann es darüber geben, dass das verwendete Material auch verwertet werde. Wir erfahren — soweit ich sehe, hier zum erstenmal ausführlichere — biographische Daten, dichterische Pläne, Inhaltsangaben. Das meiste, einzelne gute Bemerkungen ausgenommen, bleibt totes Material.

Es fehlt der intensive Wille zur Verlebendigung oder auch der Wille zur Erkenntnis, nach der jeder streben muss, der öffentlich gehört werden will, und die nur privat ersetzt werden kann durch Bewunderung. „Am Kunstgeschwätz vorbei zum Künstler gehn" ist gewiss das beste. Darüber soll man aber nie vergessen, dass, wo es Werte zu vermitteln gilt, fähige Ehrlichkeit unvergleichlich mehr gibt als poetisierende Ehrfurcht. In diesem Sinne ist es Nebensache, der Wievielgrößte Spitteler sei, und nur dilettantenhafter Hilflosigkeit, in Liebe ertrinkend und jeden Maßes bar, kann der Schluss genügen: „Nachdem Ibsen und Tolstoi, nachdem nun auch Strindberg gestorben, ist unter den Dichtern Carl Spitteler das einzige lebende Genie."

Ein singuläres Oeuvre. Darüber sind Gegner und Freunde einig. Jedoch: es handelt sich um die Synthese.

Von Anfang an — das geht klar aus den Äußerungen des Dichters, namentlich aus „Mein Schaffen und meine Werke," hervor — der grandiose Wille zur monumentalen Plastik, der einerseits der Phantasie nicht verwehrt, Varianten auf Varianten zu häufen. so dass vor ihrer Vehemenz die dichterischen Pläne zerschellen, und anderseits lange nach der Form sucht. Noch der Siebenunddreißigjährige glaubte, „Verse zu reimen wäre so unendlich schwierig, dass ich es nie können werde." Maler und Musiker finden im „Prometheus" die rauschende, ekstatische Form, die der Ausdruck einer Persönlichkeit in einem und nur in diesem bestimmten Entwicklungsstadium und eben deshalb keine Kunstform ist. (Spitteler selbst sagte kürzlich im „Kunstwart", er dürfe diese Form, ohne Gefahr der Affektiertheit, nicht mehr verwenden.) Hier liegt das erste Problem. — Spitteler sucht nach der großen Form und wohl auch nach dem großen Stoff. Die Frage: Was verleiht einem Stoff in erster Linie die Größe, Symbolgehalt oder glänzendes episches Geschehen? führt ihn auf die für ihn so wichtige Scheidung zwischen Mythus und Epos. Zunächst kosmischer Mythus: Weltschöpfung. Aber „Extramundana" wird bald als Sackgasse erkannt. Das Symbol wächst nicht aus der Poesie heraus. An den Mythus gliedern sich Gestalten und Ereignisse, die aus Gründen poetischer Notwendigkeit erfunden werden.

Der Leser jedoch betrachtet alles als Allegorie und sucht mit Mühe und oft vergebens nach dem Sinn.

Abkehr von der mythologischen Poesie aus äußern und wohl auch innern Gründen. Lyrik und Prosa. In den „Schmetterlingen" spricht vornehmlich der Maler, in den „Glockenliedern" der Musiker. In dieser Entwicklung vom Objektiven über das Persönliche („Literarische Gleichnisse") zum Subjektiven, zum geistreich Spielerischen und zum Gegenwartsjubel („Ein Jauchzer") liegt das zweite Problem. Oder besser: in der Trennung der zwei im „Prometheus" vereinigten Elemente. Die „Balladen" — zeitlich zwischen „Literarischen Gleichnissen" und „Glockenliedern" bilden in ihrer Mischung von alten Tönen und Vorklängen zum „Olympischen Frühling" einen Wendepunkt und weisen mit dem humoristischen Stück in realistischer Technik „Die jodelnden Schildwachen" unmittelbar auf die poetische Prosa. Da fällt vor allem auf die straffe Komposition. Dass er ein neues Genre („Darstellung") schafft — eine nach verschiedenen Seiten bemerkenswerte Tatsache — ist weniger interessant, als der Umstand, dass er im Idyll exzelliert. Drittes Problem, das auf die Art seiner Begabung führt.

Endlich der „Olympische Frühling", den man als sein Hauptwerk betrachtet, während Spitteler sich in erster Linie als den Verfasser des ungeschriebenen „Herakles" fühlt, von dem er sagt: „er spannte und gipfelte nach dem Schlusse." Das führt auf verschiedene Fragen. Wie steht es mit dem Stoffe des „Olympischen Frühlings"? Nicht mehr wie in „Extramundana" Weltschöpfung. Die Welt besteht seit langem. Der Beginn einer neuen Epoche wird dargestellt. Die Götter des „Olympischen" sind nicht frei; Ananke zwingt sie. Selbst Ananke ist nicht frei, er, „der gezwungene Zwang." Diese Auffassung vom trostlos unabwendbaren Weltgeschehen ergibt in ihren Konsequenzen künstlerische Nachteile. Kronos wird nicht, wie in der griechischen Sage, von Zeus gestürzt. Die beiden Göttergenerationen treffen sich zwar einmal; aber Kronos wird mit den Seinen von Ananke in den Abgrund geschleudert. Somit fällt ein großer Teil, der zu Bewegung und Spannung führen würde und aus dem sich die Herahandlung leicht entwickeln ließe. Die neuen Götter haben ein Programm abzuwickeln und Ananke gibt das Zeichen zu jeder Nummer. Also keine Handlung, die nach dem Schlusse spannt und gipfelt. Anders steht es mit dem Heraklesstoff. Herakles wird vom Olymp gesandt und dann seinem Schicksal überlassen. Er hat die ganze Welt zum Feinde; aber er ist im Gegensatz zu Prometheus kein leidender, sondern ein tätiger Held. Folglich: wilder Trotz, Heldenkraft, Kampf, glänzende Geschehnisse.

In der realistischen Prosa straffe, im idealistischen Epos lockere Komposition. Warum „Olympischer Frühling" und nicht „Herakles"? Das Heraklesmotiv berührt sich mit dem Prometheusmotiv und enthält wohl kaum die reichen Möglichkeiten des „Olympischen Frühlings". Dann ist die Idee, dass selbst die Götter nicht frei, gewissermaßen nur Statthalter des Schicksals mit ganz beschränkten Vollmachten sind, größer, tragischer als die, dass Heroen im Kampfe gegen die Welt untergehen. Ist das alles? Spitteler sagt einmal, der Dichter *wähle* den Stoff nicht, er *müsse* ihn nehmen. Stoff und Komposition des „Olympischen Frühlings" ist das vierte Problem, das beleuchtet wird einerseits durch die unausgeführte Heraklesidee, anderseits durch die poetischen Prosawerke des Dichters.

Diesen Problemen, die von der Form aus in die Kunst dringen, steht eine Reihe anderer nicht minder wichtiger, aber heikler Fragen gegenüber, die direkt auf die Struktur der Künstlerpersönlichkeit zielen, aber noch nicht oder nur schwer zu beantworten wären. Da sind einmal die interessanten, von Spitteler selbst angegebenen Hemmungen, die so lange vor seiner dichterischen Produktion standen. Ferner: Zwischen „Extramundana" und „Schmetterlinge" liegen „sechs Jahre angestrengtester Arbeit": zahlreiche Werke, die keinen Verleger fanden. Schienen nun dem Dichter das Epos und das Drama, um zwei Hauptwerke dieser Zeit zu nennen, nachher, als er Verleger hatte, doch nicht reif genug? —

Ein beispielloser Kunstwille bildet das Signum dieser Persönlichkeit, und alle Fragen gipfeln schließlich in der einen nach dem Verhältnis zwischen Wille und Talent bei Spitteler. —

Keine Lösung, aber ein Weg. Meißner sucht weder Lösung noch Weg. Auf Spittelers Ausspruch, er fühle sich in erster Linie als den Dichter des ungeschriebenen Epos „Herakles", sagt er: „Wer Spitteler noch nicht kennt, schüttelt zu diesem Satze den Kopf. Wer ihn kennt und sein Geschick, das ich zu schildern habe, der neigt ihn, durch Wissen glaubend, in Trauer und Ehrfurcht."

Nun erhält aber das Büchlein einen Wert, den es in absehbarer Zeit behaupten wird: nicht wegen der biographischen Angaben, sondern wegen des Anhangs: „Carl Spitteler. *Eugenia.* Eine Dichtung. Ausgewählte Stücke." Die drei ersten Gesänge einer unvollendeten Dichtung „Johannes" erschienen als selbständiges Ganzes unter dem Titel „Eugenia" in den achtziger Jahren in der Sonntagsbeilage des „Bund".

Meißner zitiert eine Inhaltsangabe J. V. Widmanns. Es handelt sich um einen begabten Knaben, der, aus der Schule gewiesen, von seiner Patin Eugenia, einer schönen, jungen Witwe, aufgenommen wird. — „Eugenia" ist in reimlosen fünffüßigen Jamben geschrieben und bildet stilistisch eine Vorstufe, etwa zu entsprechenden Stücken in den „Schmetterlingen". Es finden sich auch gleiche Motive und Stimmungen wie in den „Schmetterlingen" und „Glockenliedern".

Das erste Bruchstück schildert eine Liebesstunde der Sonne mit dem armen Ziegenknaben Pan, das zweite die Fahrt Eugenias zum Methodium und die Rückfahrt mit Johannes. Das dritte, ein Schlafstubenidyll, erzählt von den Abenteuern zweier Schwesterchen mit ihren Lebkuchenmännern. Im letzten holt sich Eugenia bei einem befreundeten Künstler Rat wegen ihres Schützlings, der aus Liebe zu ihr einen Selbstmordversuch gemacht hat. Auch der Meister leidet an hoffnungsloser Liebe zu der schönen Frau, und wie sich das Gespräch auf diese Seite wendet, erklingt in den Worten Megakles' ein Motiv aus den „Schmetterlingen" („Trauermantel"):

Ich aber habe fest bei mir geschworen,
Dass ich den Wurm, der mir seit jenem Tag
Das Herz zerfrisst, wandle zum Sonnenvogel
Golden und schön, duftig, von sammt'nen Farben;
Der soll mir ewig fliegen durch die Lande,
Singend von Euch und Eurem stolzen Antlitz.

USTER JOSEF HALPERIN

□□□